



Tat es Ernesto de Martino besonders an: Ritueller Feuerlauf von Fidschi-Insulanern auf einer wohl aus dem 19. Jahrhundert stammenden Fotografie

Foto Picture Alliance

## Die Geister dürfen’s richten

Was will denn das besagen? Nach mehr als siebzig Jahren erscheint Ernesto de Martinos Verteidigung der Magie auf Deutsch.

Die Rezeptionsgeschichte wissenschaftlicher Theorien schlägt manchmal seltsame Kapriolen. Mehr als siebzig Jahre nach Erscheinen der italienischen Erstauflage erscheint nun die erste deutsche Übersetzung von Ernesto de Martinos Abhandlung über die „Welt der Magie“. Der Autor hat durchaus seine Verdienste. Seit den Dreißigerjahren unternahm er verschiedene „Expeditionen“ nach Apulien und Lukanien, um die Trauerrituale und Klagepraktiken der dortigen ländlichen Bevölkerungsschichten zu untersuchen. Aufsehen erregten aber vor allem seine viele Jahre später unternommenen Forschungen über den Tarantismus: ein in Süditalien verbreitetes trancehaftes Tanzritual, das angeblich durch den Biss einer Tarantel ausgelöst wird. Seinen ethnographischen Pionierstudien im eigenen Land verdankt er den Ruf, die italienische Kulturanthropologie neu begründet zu haben.

Die im Original 1948 erschienene „Magische Welt“ gilt als de Martinos theoretisches Hauptwerk. Bei der Lektüre des Buchs überrascht allerdings, wie sehr es auch damals schon aus der Zeit gefallen war. Methodisch ist es noch weitgehend dem Vorgehen der Gründungsväter der Ethnologie verpflichtet, die wie Henry Lewis Morgan, Edward B. Tylor oder Herbert Spencer die Berichte von Forschungsreisenden und Missionaren nach Belegstellen für

ihre evolutionistischen Theorien durchsuchten. De Martino verfährt nicht viel anders, wenn es um seine Zusammenstellungen weltweit verbreiteter magischer Vorstellungen und Handlungen geht. Oft übernimmt er die entsprechenden Zitate auch nur aus den bereits vorliegenden religionsethnologischen Kompilationen. An neuerer Literatur zieht er auffällig häufig die Erfahrungsberichte der Schüler des in Freiburg Theologie lehrenden Pater Wilhelm Schmidt heran, die von diesem als Missionare zu den „Naturvölkern“ Afrikas, Südamerikas und Melanesiens geschickt wurden, um anhand ihrer Glaubensvorstellungen den Nachweis dafür zu erbringen, dass Gott sich einst allen Menschen offenbart habe. Ähnlich wie P. W. Schmidt um den Beweis der Existenz Gottes geht es de Martino um den Beweis für die Universalität und Gleichförmigkeit des magischen Denkens. Die Phänomene aber, auf die er sich dabei stützt, gehören nahezu alle dem Bereich des sogenannten Übersinnlichen an.

Besonders fasziniert zeigt er sich bei seiner Suche nach der Omnipräsenz des Magischen vom rituellen Feuerlauf, der bei seinen Teilnehmern keinerlei Blessuren hinterlässt. Er findet sich bei den damals als Prototyp des „primitiven Menschen“ angesehenen Fidschi-Insulanern ebenso wie in der hochkomplexen balinesischen Kultur, wo das Laufen über glühenden Kohlen heute zu einer vielbestaunten Touristenattraktion geworden ist. Eine wahre Fundgrube für paranormale Phänomene stellt für ihn der Schamanismus dar, wie er in den klassischen Studien von Shirokogoroff für Sibirien, von Bogoraz für die amerikanische Nordwestküste und von Rasmussen für die grönländischen Inuit beschrieben worden ist. Ob die zum Eintauchen in die Jenseitswelt verwendeten Ekstasetechniken, die Himmels- und Unterweltfahrten, die Beschwörung und Befragung der Geister

Verstorbener, die magischen Heilungsrituale, Zukunftsvoraussagen und anderes mehr: De Martino beschreibt sie alle und vergleicht sie mit entsprechenden modernen Praktiken wie etwa dem Blick in die Kristallkugel oder dem Herbeirufen der Geister Verstorbener bei spiritistischen Sitzungen.

Nun ist es keineswegs so, dass er das alles für bare Münze nimmt, was er in der entsprechenden Literatur findet oder bei seinen Aufenthalten im Mezzogiorno selbst hat beobachten können. Ausführlich werden einzelne Fälle diskutiert und auch mögliche rationale Erklärungsmodelle herangezogen, wobei er sich allerdings immer wieder



gegen deren „naturalistische“ und „szientistische“ Weltauffassung verwahrt. Nach kritischer Prüfung der von ihm herangezogenen Beispiele gelangt er dann meist doch zu dem Schluss, dass die von ihm diskutierten paranormalen Phänomene Beweise seien für die Wirksamkeit der Magie. Damit nicht genug, bekennt er offen, dass auch er selbst schon Erfahrungen im Hellsehen, der Gedankenübertragung, der Telekinese und dem Vorausahnen künftiger Ereignisse gemacht habe.

Die Beschäftigung mit magischen Vorstellungen und Praktiken kann in der Geschichte der Ethnologie und Religionswissenschaft auf eine lange Tradition zurückgreifen. Sie stellt insbesondere in den Schriften der eingangs genannten Evolutionstheoretiker ein zentrales Thema dar. James Frazer etwa hat dem Fortschritt von der Magie über

die Religion zur Wissenschaft sein Lebenswerk gewidmet, darunter auch sein ab 1890 erschienenes zwölfbändiges Hauptwerk „The Golden Bough“. De Martino widerspricht der Einordnung der Magie als der primitivsten Vorstufe auf dem Weg zu den erst mit der westlichen Zivilisation erreichten Erkenntnissen der Naturwissenschaften und ihren technischen Anwendungen. Für ihn stellt die magische Welt einen eigenen Wirklichkeits- und Wirksamkeitsbereich dar, der seinen eigenen Gesetzen folgt und als gleichberechtigt mit dem rationalen „Naturalismus“ angesehen werden müsse. Das alles wird von ihm in eine sich auf seinen Lehrmeister Benedetto Croce und Heideggers Ontologie berufende verquaste Philosophie eingebaut, in deren Mittelpunkt der von ihm geprägte Begriff der „Präsenz“ steht.

Das vorliegende Buch ist sorgfältig ediert. Neben der Übersetzung selbst enthält es den Kommentar eines zeitgenössischen italienischen Philosophen, ein mit de Martino wenige Monate vor seinem Tod geführtes Interview und eine Einführung in sein Werk, die der Übersetzer und Initiator des Publikationsvorhabens, Ulrich von Løyen, verfasst hat. Die grundsätzliche Frage aber bleibt, welche Zeitemstände den Verlag dazu bewegen haben, seinen Lesern nach so vielen Jahren das Werk eines nahezu vergessenen italienischen Kulturanthropologen und Philosophen zugänglich zu machen. Ist es womöglich der Siegeszug der Künstlichen Intelligenz mit ihren sprechenden Avataren und anderen geisterähnlichen Wesen, der uns das Gefühl gibt, uns auf dem Weg in ein neues Universum magischer Identitäten zu befinden? Mithin die Wiederverzauberung der Welt, die heute auf den von Max Weber diagnostizierten Prozess ihrer Entzauberung durch die Fortschritte der Naturwissenschaft und Technik zu folgen scheint?

KARL-HEINZ KOHL

## Moralität muss man sich leisten können

Gertrude Lübbecke-Wolff warnt vor der Blauäugigkeit, dass Korruption in Deutschland kein Problem sei

Nicht unser Problem, das ist bis heute die vorherrschende Haltung in Deutschland zum Thema Korruption. Mögen sich Italien, Rumänien oder die Ukraine, ganz zu schweigen von afrikanischen und südamerikanischen Staaten, mit der Seuche der Korruption herumschlagen – Deutschland ist weitgehend sauber, und wenn auch hier Korruptionsfälle aufgedeckt werden, dann handelt es sich um das individuelle Versagen einzelner Personen. Die ehemalige Bundesverfassungsrichterin Gertrude Lübbecke-Wolff warnt in ihrem detailgesättigten und messerscharf argumentierenden neuen Buch vor so viel Blauäugigkeit. Zwar gehöre Deutschland mit seinem neunten Platz auf dem internationalen Korruptionswahrnehmungsindex (CPI) gegenwärtig noch zu der recht kleinen Gruppe von Staaten, die nicht hochgradig korrupt seien. Aber zum einen sei Deutschland mit 78 von den möglichen 100 Punkten vom Integritätsspitzenreiter Dänemark, der auf 90 Punkte kommt, so weit entfernt wie in die andere Richtung von Chile (66 Punkte) und weiter als zum Beispiel von den Vereinigten Arabischen Emiraten (68 Punkte). Zum anderen nähmen die Korruptionsrisiken weltweit zu und würden aller Voraussicht nach auch Deutschland in Mitteleuropa ziehen, wenn nicht gezielte Gegenmaßnahmen ergriffen werden.

Risikosteigernd wirkt nach der Analyse Lübbecke-Wolffs zunächst die wachsende Internationalisierung politischer, wirtschaftlicher und humanitärer Aktivitäten. „Denn Korruption ist ansteckend, und die Ansteckungswahrscheinlichkeit wächst mit der Dichte der Kontakte.“ Wer Geld vergibt, gleichgültig, ob es sich dabei um einzelne Staaten oder internationale Organisationen handelt, der ist in besonderer Weise anfällig für Korruption. Wer auf fremden Märkten bestehen will, wo ohne Korruption nicht eine einzige Genehmigung zu erlangen ist, der kann nicht anders, als auch seinerseits in die Tasche zu greifen. Mit reinem Gutmenschen-tum kommt in diesen Situationen auch der Gesetzgeber nicht weit. Ein Staat, der seinen Staatsangehörigen trotzdem die Auslandsbestechung verbietet, bekämpft unter dem Strich nicht die Korruption, sondern überlässt lediglich den Angehörigen weniger skrupulöser Staaten das Feld.

Für dieses Dilemma gibt es ebenso wenig eine einfache Lösung wie für den Konflikt zwischen dem Ziel der Korruptionsbekämpfung und dem Anliegen, die eigenen politischen Bündnisse zu stärken. Wie soll beispielsweise die EU mit den Beitrittswünschen der Westbalkanstaaten, der Republik Moldau oder der Ukraine umgehen, die allesamt mit massiven Korruptionsproblemen zu kämpfen haben, und, wie Lübbecke-Wolff feststellt, dem Staat mit dem weltweit schlechtesten CPI-Wert, Somalia, näher stehen als dem Staat mit dem besten, Dänemark? Einerseits will man diese Staaten nicht Russland oder China in die Arme treiben, andererseits sind sie bei Weitem noch nicht reif für den Beitritt zu einer Union, die nicht selbst in zunehmende Korruption abdriften will.

Auch das Vordringen der organisierten Kriminalität, der namentlich aus dem Drogenhandel ungeheure Geldmittel zur Verfügung stehen, von denen nach einer Schätzung der EU-Kommission bis zu 30 Prozent für Bestechung ausgegeben werden, stellt ein massives Korruptionsrisiko dar. Risikosteigernd wirkt schließlich auch die Einwanderung von Personen, die häufig aus Staaten mit endemischer Korruption kommen und die die Bedienung von Loyalitätsersparnissen innerhalb von Familien oder anderen persönlichen Netzwerken als überlebensnotwendige Strategie kennengelernt haben.

Solche Migranten legen diese Prägungen nicht ab, sobald sie in einem besser funktionierenden Staat ankommen. Umgekehrt eröffnet die Präsenz vieler Menschen, die weitgehend sprach- und rechtsunkundig sind, auch vielen Alt-eingesessenen die Gelegenheit zur Ausnutzung und zum Missbrauch. Last, not

least wirkt auch die Krisenhäufung der letzten Jahrzehnte als eine Art Konjunkturprogramm für Korruption. Auf Krisen muss rasch und zumeist durch die Bereitstellung großer Geldsummen reagiert werden, während die gewöhnlichen Kontrollmechanismen zurückgefahren werden. Die Verlockung ist groß, diese Situation auszunutzen, um sich mit gütiger Mithilfe der für die Geldverteilung zuständigen Personen ein schönes Stück vom Kuchen zu sichern.

Strukturelle Krisen bewältigt man weder dadurch, dass man sie ignoriert, noch dadurch, dass man sie auf die unmoralische Gesinnung einzelner Akteure zurückführt. Moralität muss man sich leisten können, und man kann sie sich nur leisten, wenn die institutionellen Rahmenbedingungen so ausgestaltet sind, dass der Ehrliche nicht als der Dumme dasteht.

Problemverleugnung und Moralromantik sind für Lübbecke-Wolff die beiden Haupthindernisse einer sachgerechten Politik der Korruptionsbekämpfung. Kurzfristig versprechen sie zwar politischen Gewinn, weil man das eigene und das fremde moralische Selbstgefühl streichelt und sich dem Vorwurf entzieht, einer allgemeinen Misstrauenskultur das Wort zu reden. Aber auf läng-



gere Sicht unterminieren sie mit dem Wachstum korruptiver Verhältnisse die Grundlage des gesellschaftlichen Zusammenhalts, das generelle Vertrauen auf die Redlichkeit der anderen. Das Gleiche gilt für einen Regelsillusionismus, der sich mit bloßer „Papierpolitik“, dem Erlass prächtig klingender Rechtsnormen, zufriedengibt, deren mangelhafte Umsetzung aber geflissentlich übersieht – eine Strategie, zu der nach Lübbecke-Wolff vor allem die EU neigt.

Wie ist der Hydra der Korruption stattdessen beizukommen? Neben erzieherischen Maßnahmen, die zur allmählichen Veränderung mitgebrachter Loyalitätsverständnisse führen, hilft nach Lübbecke-Wolff am ehesten die Verschärfung von Transparenzanforderungen gegenüber korruptionsanfälligen Personengruppen und Institutionen, verbunden mit einer glaubwürdigen Sanktionierung von Verstößen. Transparenz sei ein außerordentlich wirksames und zugleich kostengünstiges Mittel der Korruptionsprävention, weil sie auf das Eigeninteresse der relevanten Akteure und das Informationsinteresse der Öffentlichkeit setze und so über weite Strecken ganz ohne bürokratischen Durchsetzungsaufwand verhaltensbeeinflussend wirke.

Im Interesse effektiver Transparenzregeln muss sich freilich das goldene Kalb der deutschen Grundrechtsreligion, das Datenschutzrecht, eine gewisse Abmagerungskur gefallen lassen. Lübbecke-Wolff ist auch in diesem Punkt glasklar. „Mit so viel Datenschutz, wie wir uns bisher glaubten leisten zu können – sei es auch nur, weil man davon profitiert, dass manche Daten außerhalb Deutschlands und erst recht außerhalb Europas weniger streng geschützt sind als bei uns –, ist wirksame Bekämpfung von organisierter Kriminalität und Korruption nicht möglich.“

Die Zeit läuft, und sie läuft gegen Deutschland. Nach dem Buch von Lübbecke-Wolff kann sich aber niemand mehr damit herausreden, an dem unbefriedigenden Status quo lasse sich ohnehin nichts ändern. Was das Hegel'sche Prinzip, dass das Wahre sich nur im Konkreten äußert, in der Anwendung auf ein drängendes Gegenwartsproblem zu leisten vermag, hat die Hegel-Preisträgerin von 2012 in fulminanter Weise ausbuchstabiert.

MICHAEL PAWLIK

## Ein Vorhang aus Glasperlen

In einem Gedenkbuch werden die Schicksale von elf Kindern rekonstruiert, die während der Schoa ermordet wurden

Eigentlich weiß man es ja. Die Nationalsozialisten machten bei ihrer Verfolgung und Ermordung von Juden nicht vor Kindern und Babys halt. Man weiß es, und doch lässt einen dieses Gedenkbuch erschüttert zurück. Religiös gefärbt, erinnert es an die rund eineinhalb Millionen jüdischen Kinder und Jugendlichen, die spätestens in den NS-Lagern ihr Leben verloren. Elf Autoren rekonstruieren dazu elf Schicksale, die sich alle ähneln, auch wenn die Betroffenen unterschiedlich alt waren und in verschiedenen Ländern aufwuchsen. Von manchen ist nur ein verschwommenes Bild erhalten, an andere erinnern Briefe,

Akten und mündliche Überlieferungen. Meist sind schon die ersten Wochen, Monate, Jahre unter NS-Herrschaft schwierig und quälend. Jüdische Kinder dürfen nicht mehr zur Schule gehen, draußen werden sie gemobbt, die nicht-jüdischen Nachbarn wenden sich meist ab, die Eltern verlieren ihre Freunde, Einkommen und Vermögen, den Boden unter den Füßen. Hunger und Erniedrigungen halten Einzug im Alltag. Verwandte und ältere Geschwister fliehen, die Eltern versuchen, die eigenen Eltern in Sicherheit zu bringen und ihre Kinder irgendwie zu schützen, zu verstecken. Sie planen das Entkommen, aber das Vi-

sum wird verweigert, sie warten zu lange oder haben kein Geld mehr.

Und dann ist es so weit: Die Uniformierten räumen die Wohnung, verbringen ihre Opfer zu Sammelplätzen, verfrachten sie auf Lastwagen und in Züge ohne Licht und Wasser. Die Fahrt endet in Ghettos und im KZ, in Theresienstadt, Lodz, Majdanek und anderswo. Gerahmt werden die Berichte von zwei Beiträgen, die Einblick in den überraschend bescheidenen Forschungsstand geben.

Der Band ist Teil eines Gedenkprojekts unter dem Titel „Jiskor“, das die Berner Künstlerin Eve Stockhammer initiiert hat. Das hebräische Wort, das „Erinne-

rung“ und „Erinnere!“ bedeutet, bezeichnet eigentlich das jüdische Gebet, das traditionell viermal jährlich für die verstorbenen Mütter und Väter gesprochen wird. Mittelpunkt des Projekts ist ein aus 1200 Strängen bestehender Vorhang, an denen eineinhalb Millionen Glasperlen aufgereiht sind – „für jedes Kind eine Perle“, wie der Band im Untertitel heißt. Fünfundzwanzig Personen haben die Installation, die zuerst in der Synagoge von Bern zu sehen war, während eines Jahrs in geduldiger Kleinarbeit hergestellt. Die meisten Mitwirkenden sind Bekannte der Künstlerin, die Mehrzahl der Autoren hat am Vorhang mitgewirkt.

Diese Konstellation gibt dem Band seinen etwas zufälligen und zugleich persönlichen Charakter. Nicht nur berichten die vorwiegend jüdischen Autoren über Kinder aus ihrer Verwandtschaft und Bekanntheit, viele scheinen sich zu kennen und teilen das beruflich-akademische Milieu. Gut vertreten sind Psychologie, Pädagogik und Theologie. Illustriert wird das Buch von Arbeiten der Herausgeberin. Das heißt auch: Es genügt weder streng wissenschaftlichen noch literarischen Kriterien. Manche Texte lesen sich nicht elegant, mehr als eine Wiederholung kommt vor, aus historiographischer Sicht fehlt die methodische Diskussion

der jeweiligen Quellenlage. Nicht immer wird klar, wer was woher weiß. Doch das Buch, so empfindet der Rezensent, entfaltet eine Kraft, die es möglich macht, solche Einwände beiseitezusetzen.

URS HAFNER

